

WOLFGANG LOCH UND GEMMA JAPPE, TÜBINGEN

Die Konstruktion der Wirklichkeit und die Phantasien*

Anmerkungen zu Freuds Krankengeschichte des „Kleinen Hans“

Übersicht: Freuds Krankengeschichte vom „Kleinen Hans“ wird als psychoanalytischer Beitrag zur Ontogenese von Sprache und Bewußtsein interpretiert. Die therapeutische Intervention hatte, wie die beiden Verfasser zeigen, nicht die Funktion der „Rekonstruktion“ nach vorangehender „Sprachzerstörung“, sondern diene der Schaffung der Voraussetzungen zum Durchleben des ödipalen Konflikts (Ich-Gründung). Erst die identifikatorische Teilhabe an der Lebensweise des Vaters (und des Therapeuten) als des „Dritten“, der zugleich der (All-)„Wissende“ ist, ermöglicht die Bildung einer von symbiotischer Regression nicht mehr bedrohten Objektbeziehung zur Mutter.

„Eigentlich können wir auf nichts verzichten,
wir vertauschen nur eines mit dem anderen.“
(S. Freud, 1908, S. 215)

„Ist es also so, daß ich gewisse Autoritäten
anerkennen muß, um überhaupt urteilen zu können?“
(L. Wittgenstein, 1970, S. 128; 9. 4. 1951.)

I

Die Frage der historischen Wahrheit psychoanalytischer Rekonstruktionen

a) Vielfach kreist heute die Diskussion wieder um die Frage, ob die psychoanalytischen Interpretationen eine historische Wahrheit, sei es im Sinne objektiver Begebenheiten (E. Kris, 1956; A. E. H. Bernstein u. R. S. Blacher, 1967; J. Klauber, 1968; M. T. McGuire, 1971; H. Thomä u. H. Kächele, 1973), sei es im Sinne ursprünglicher Phantasien, der sogenannten Urphantasien (S. Freud, 1917, S. 386; vgl. auch S. Freud, 1915 a, S. 242, und Freud, 1950, S. 216; 25. Mai 1897), rekonstruieren, oder ob sie vielmehr eine Auslegung des Daseins des Patienten darstellen, so daß ihm ein anderer „Denkstil“ (L. Wittgenstein, 1968, S. 55; F. Cioffi, 1969), eine neue Lebensform ermöglicht wird. Das letztere würde bedeuten, daß die Patienten nicht etwas über ihre Vergangenheit entdecken, nicht eine „objektive“ Wahrheit finden, sondern daß sie von

* Alexander Mitscherlich zum 65. Geburtstag.

2 Wolfgang Loch und Gemma Jappe

etwas überzeugt (Wittgenstein, 1968, S. 53 f.) werden. Hinsichtlich des „pathogenen Materials“ heißt das mit den Worten Freuds: Holen die Analytiker aus dem im Patienten „wirksamen pathogenen Material das“ relevante „Thema ... hervor...“, bringen sie „den unbewußten Komplex“ mit *ihren* „Worten vor sein (des Pat., W.L.) Bewußtsein“ (S. Freud, Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben, 1909, S. 353, 354)? Oder konstruiert der Psychoanalytiker die Sprache, führt er überhaupt die Sprache ein, indem er einerseits Verbalisierungen gibt und andererseits Verknüpfungen herstellt zwischen bisher vom Patienten nicht zu einer Synthese gebrachten, nicht zum öffentlichen Symbol zusammenfügten, disparaten oder gar unbestimmten, bisher noch nie sagbaren Erlebnismomenten, wodurch diese erst intersubjektive Realität erlangen und einer systematischen Bearbeitung und Lösung zugeführt werden können? Wenn die Dinge so ablaufen, dann dürfte man sagen, der Analytiker lehrt eine Form der Lebensbewältigung, indem er in der psychoanalytischen Situation durch Deutungen ein Sinngefüge, ein System schafft. Für viele mag das eine ungewohnte Betrachtung der Aktivität des Analytikers sein, aber wir müssen uns fragen, ob es nicht überhaupt in bestimmten Abschnitten der Psychoanalyse so zugehen muß, wenn es stimmt, wie Freud gerade in der Krankengeschichte des Kleinen Hans betonte, daß z. B. zunächst „diffuse“, unbestimmte Angst, „ängstlich-zärtliche Gedanken“ da sind, die erst in einem zweiten Schritt ihr „Objekt“ finden (a. a. O., S. 260; vgl. dazu S. 286: „...daß die Angst ursprünglich gar nicht den Pferden galt, sondern sekundär auf sie transponiert wurde und sie sich nun an den Stellen des Pferdekomplexes fixierte, die sich zu gewissen Übertragungen geeignet zeigten“, a. a. O., S. 286; vgl. ferner S. 348 f.)? Und gilt nicht allgemein, daß das erste „verschwiegene Anfangsstadium“ (ebd., S. 260) der Neurose durch ein kaum organisiertes diffuses Geschehen repräsentiert wird, daß mit anderen Worten eine neurotische Krankheit aus einem „unorganisierten Stadium“ geschaffen wird (M. Balint, 1957, S. 203 und S. 339 f.)? Erst wenn ein diffuses Feld gegliedert ist, wenn es in Dinge und Eigenschaften strukturiert ist, kann recht eigentlich Therapie beginnen, denn ohne Objekte, über die man sich intersubjektiv verständigen kann, die zu erkennen man übereingekommen ist, gäbe es keine Möglichkeit, miteinander zu reden und keine Chance, gemeinsam etwas zu verändern, sei es in dem Sinne, daß diese Objekte ihre derzeitigen Prädikate verlieren oder sei es, daß sie überhaupt als Produkte einer (intersubjektiver Übereinkunft nicht standhaltenden) phantastischen Einbildungskraft aufgewiesen werden können. Letzteres würde bedeuten, daß im Zuge der Thera-

pie über den Rückgang (Regression) zum nichtorganisierten Stadium der Krankheit eine neue, weniger pathogene Strukturierung des anfänglich unbestimmten Feldes zustande kam, während im ersteren Fall lediglich die Prädikate der Objekte, der Dinge, eine Änderung erfahren hätten.

b) Bei Freud finden sich bekanntlich, nachdem er erfahren hatte, daß er sich in der „Verführungstheorie“ getäuscht hatte (Freud, 1897 S. 229 f.), bezüglich der Frage nach der historischen Wahrheit Hinweise für beide obengenannte Auffassungen¹. Im ganzen gesehen, glauben wir, tendierte Freud aber wohl zu der Meinung, daß es „phylogenetisch mitgebrachte Schemata“ gibt, die wie „philosophische ‚Kategorien‘ die Unterbringung der Lebenseindrücke besorgen“ (Freud, 1918, S. 155). In moderner Terminologie heißt das: es gibt „eine Organisation aus Signifikanten gemacht, die dem Effekt des Ereignisses und dem Signifikat als einem Ganzen vorausgeht“ (Laplanche und Pontalis, 1968, S. 10), „eine primitive Geistestätigkeit“, die — als „Instinktive(s)“ gefaßt — den „Kern des Unbewußten“ (Freud, a. a. O., S. 156) bildet.

Wenn es Schemata, Signifikanten schon gibt, dann muß es von schlechthin entscheidender Bedeutung sein, welches Schema, welche Auslegung der Lebenseindrücke bestimmend wird; anders gesagt, durch welche „Tatsachen“ das „Wahrnehmungsfeld“ in „Dinge und ihre Prädikate strukturiert“ werden wird (so im Anschluß an Wittgenstein E. Stenius, 1969, S. 41 f.). Das heißt aber auch, wenn man diese Problematik von seiten der Sprache betrachtet: die Deutungsarbeit hat in bestimmten Fällen nicht einen je schon vorliegenden Text zu erraten, zu dechiffrieren, sondern muß ihn erst begründen und ermöglichen (vgl. dazu G. Jappe, 1971). Daß die Dinge gerade dann so ablaufen müssen, wenn der Analytiker z. B. das „Warum“ eines Hindernisses aufsucht, ergibt sich ohne weiteres; muß doch (zumindest) eine Idee über das, was verhindert werden soll, jeweils schon vorhanden sein. Ist nun aber diese Idee, dieser Grund primär tatsächlich gegeben? Erfinden wir ihn nicht gemäß den von uns als selbstverständlich vorausgesetzten Begründungszusammenhängen, um dem „Subjekt“ die Möglichkeit zu eröffnen, von einem unbestimmten Ausgesetztsein, dem passiven Erleiden eines ängstlichen Zustandes sich zu distanzieren und in einer damit geschaffenen, uns gemeinsamen Welt leben und mit ihr umgehen zu können?

(Wolfgang Loch)

¹ Siehe z. B. Freud, 1937 a, S. 45 u. 55; 1915 b, S. 265; 1917, S. 285 f., 338; 1918, S. 130 u. S. 78 f. Vgl. außerdem F. Cioffi, 1969.

II

*Zur Krankengeschichte des Kleinen Hans*²

Freuds große Krankengeschichte „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben“ ist schon wiederholt zum Gegenstand kritischer Erörterungen gemacht worden. So wies F. Baumeier (1952) darauf hin, daß prägenitale, insbesondere „orale Neidreaktionen“ und anale Züge sowie ein „originärer Machttrieb“ und damit „das Antriebsgebiet ... Aggression“ in der Pathogenese neben der ödipalen Problematik eine ganz wesentliche Rolle gespielt haben. In jüngster Zeit haben R. A. Gardner (1972) und J. H. White, L. G. Hornsby, W. H. Boylston und R. Gordon (1972) Freuds Betonung der phallischen sexuellen Konflikte in der Krankengeschichte kritisiert und — wie uns scheint in überzeugender Weise — darauf aufmerksam gemacht, daß die bei Freud (1909, S. 369—371) nur am Rande berücksichtigte, einer emotionalen Depravation folgende, reaktive Wut sowie die Problematik der Trennungs- und Individuationsphase eine sehr bedeutende, die ödipalen Verwicklungen hingegen eine vergleichsweise geringere Rolle beim Kleinen Hans spielten. Auf die Bedeutung des durch die Schwangerschaft der Mutter eingeleiteten und durch die Geburt der Schwester drohenden bzw. eingetretenen „Objektverlusts“ (den Max Stern [1972] zu Recht auch für den Kleinen Hans mit Todesangst³ gekoppelt sieht) als entscheidendes pathogenes Moment der Phobiegenese hat W. Loch (1963/64, S. 259) im Zusammenhang mit Überlegungen zum Thema Regression hingewiesen.

Von keinem der genannten Autoren wird aber die These erörtert, ob und gegebenenfalls in welchem Ausmaß durch die jeweiligen Therapeuten das von dem kleinen Patienten primär angebotene, weitgehend unstrukturierte und ihn überwältigende Material erst durch die Interventionen der Erwachsenen eine bestimmte Gestaltung erfuhr, und wie es ihm über die Vermittlung von Sicherheit im Wissen ermöglicht wird, sowohl der Gefahr einer Regression zu einem Stadium, das vor der Subjekt-Objekt-Trennung liegt, zu entrinnen, als auch aus einer passiven in eine aktive Rolle überzugehen.

² Die meisten Gedanken und Literaturbezüge zu der hier folgenden Interpretation der Krankengeschichte des Kleinen Hans hat W. Loch in zwei Seminaren, die er an der Universität Tübingen und im Rahmen der psychoanalytischen Arbeitsgemeinschaft Stuttgart-Tübingen abhielt, entwickelt.

³ Weil, wie M. M. Stern (a. a. O.) betont, Objektverlust und Selbstverlust korreliert sind. Vgl. Freuds Ausführungen über Todesangst, Trennung von der schützenden Mutter und „rettende Funktion“ des Über-Ichs bzw. des Vaters (1923, S. 288).

Freud hält für „unverkennbar, daß der feindselige Komplex gegen den Vater bei Hans überall den lüsternen gegen die Mutter verdeckt, so wie er auch zuerst in der Analyse aufgedeckt und erledigt wurde“ (S. 368 f.). Unsere These geht nun dahin, daß dieser feindselige Komplex gegen den Vater sich in der Pathogenese nicht aufweisen läßt, vielmehr als Postulat in die Analyse eingeführt wird und so eine entscheidende therapeutische Funktion gewinnt, die ihm genetisch nicht zukommt. Wir setzen uns damit in Gegensatz zur vorherrschenden Tendenz in der Fall-darstellung, akzentuieren aber „einen anderen Gesichtspunkt“, den Freud „zu einem tieferen Verständnis des Krankheitsfalles“ (S. 369) am Ende seiner Epikrise hervorhebt:

„Wir sehen, wie unser kleiner Patient von einem wichtigen Verdrängungsschube befohlen wird, der gerade seine herrschenden sexuellen Komponenten betrifft. Er entäußert sich der Onanie, er weist mit Ekel von sich, was an Exkreme und an Zuschauen bei den Verrichtungen erinnert. *Es sind aber nicht diese Komponenten, welche beim Krankheitsanlasse (beim Anblick des fallenden Pferdes) angeregt werden und die das Material für die Symptome, den Inhalt der Phobie liefern . . .* Dies sind bei Hans Regungen, *die bereits vorher unterdrückt waren und sich, soviel wir erfahren, niemals ungehemmt äußern konnten*, feindselig-eifersüchtige Gefühle gegen den Vater und sadistische, Koitusahnungen entsprechende, Antriebe gegen die Mutter. In diesen *frühzeitigen Unterdrückungen* liegt vielleicht die *Disposition für die spätere Erkrankung*. *Diese aggressiven Neigungen haben bei Hans keinen Ausweg gefunden*, und sobald sie in einer Zeit der *Entbehrung* und gesteigerten sexuellen Erregung verstärkt hervorbrennen wollen, entbrennt jener Kampf, den wir die „Phobie“ nennen“ (S. 369—370).*

Wir sehen mit Freud den engen Zusammenhang von Symptombildung und frühzeitiger Unterdrückung und glauben, aus einigen im Text versprengten Hinweisen mehr darüber entnehmen zu können. Anders als Freud, der diesen Zusammenhang eher als ein Übergreifen der Verdrängung „auf andere als die vordringliche Komponente“ (S. 370) auffaßt, sehen wir ihn als die spezifische Begründung des Verdrängungsschubes. Auch im folgenden stimmen wir völlig mit Freud überein, verlagern aber etwas den Akzent:

„Absicht und Inhalt der Phobie ist eine weitgehende *Einschränkung der Bewegungsfreiheit*, sie ist also eine machtvolle Reaktion gegen die dunklen Bewegungsimpulse, die sich besonders gegen die Mutter wenden wollten . . . Aber so deutlich auch der Sieg der Sexualablehnung in der Phobie ist, so läßt doch die Kompromißnatur der Krankheit nicht zu, daß das Verdrängte nichts anderes erreiche. Die Phobie vor dem Pferde ist doch wieder ein Hindernis, auf die Gasse zu gehen, und kann als Mittel dienen, um bei der geliebten Mutter im Hause zu bleiben. Darin hat sich also die Zärtlichkeit für die Mutter siegreich durchgesetzt; der Liebhaber klammert sich infolge der Phobie an sein geliebtes Objekt, aber freilich ist nun dafür gesorgt, daß er *unschädlich bleibt*“ (S. 370 f.).*

* Meine Hervorhebungen, G. J.

6 Wolfgang Loch und Gemma Jappe

Wir glauben, daß der Phobie eine ausweglose Verwirrung von Zärtlichkeit und Aggression in der Beziehung zur Mutter zugrunde liegt und daß die Analyse den Konflikt löst, indem sie ihn auf den Vater umschreibt und so eine Trennung der libidinösen von den aggressiven Impulsen ermöglicht.

a) Die Vorgeschichte

Die Sammlung der Notizen über Hans aus der Zeit vor seiner Erkrankung folgt einem bestimmten theoretischen Interesse Freuds: Er bat seine Schüler und Freunde um Beobachtungen über das Sexualleben ihrer Kinder⁴. Die Aufzeichnungen über Hans präsentieren sich denn auch als eine Lose-Blatt-Sammlung kindlicher Aussprüche, Fragen und Träume, die in kunterbunter Reihenfolge um den Penis, die Onanie, die Geburt der Schwester, das Interesse für andere Kinder, Schau- und Exhibitionslust und den Wunsch, die Mutter zu verführen, kreisen. Der Versuch, eine genaue zeitliche Reihenfolge entsprechend den jeweiligen Altersangaben herzustellen, läßt jedoch eine bestimmte Struktur erkennen.

„Die ersten Mitteilungen über Hans datieren aus der Zeit, da er noch nicht ganz drei Jahre alt war“ (S. 245). Hans wurde im April 1903 geboren, seine Schwester im Oktober 1906 (S. 247). Die Mitteilungen beginnen also im ersten Vierteljahr 1906, den ersten drei Monaten der Schwangerschaft der Mutter.

Aus der Zeit vorher erfahren wir zunächst nur soviel, daß die Eltern, „nächste Anhänger“ Freuds (S. 244), übereingekommen waren, „ihr erstes Kind mit nicht mehr Zwang zu erziehen, als zur Erhaltung guter Sitte unbedingt erforderlich werden sollte“, und daß das Kind sich zu einem „heiteren, gutartigen und aufgeweckten Buben entwickelte“ (S. 244). An diesem sonnigen Bild ergeben sich später einige Abstriche. „In ganz frühen Zeiten, wenn er auf den Topf gesetzt werden sollte und sich weigerte das Spiel stehenzulassen, stampfte er wütend mit den Füßen auf, zappelte und warf sich eventuell auch auf den Boden“ (S. 289). Freud vermutet, daß Hans „zu jenen Kindern gehört hat, die die Exkrete zurückzuhalten lieben, bis ihnen deren Entleerung einen Wollustreiz bereiten kann“ (S. 343). Hansens Zorn dürfte sich also auch gegen den Entzug eben dieser Lust gerichtet haben. Andererseits waren Aufs-Klosett-geführt-Werden, Podl-Auswischen usw. selbst wieder Befriedigungen, die aufs engste mit der Mutter verbunden waren (S. 342). „Eine auffällige Betonung, wie bei anderen Kindern so häufig, haben

⁴ Den theoretischen Rahmen bildeten die „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ (1905, S. 244).

diese Lustquellen bei ihm übrigens nicht. Er ist bald rein geworden, Bett-nässen und tägliche Inkontinenz haben keine Rolle in seinen ersten Jahren gespielt; von der ... Neigung, mit den Exkrementen zu spielen, ... ist bei ihm nichts beobachtet worden“ (S. 343). Der Konflikt wurde also um den Preis einer Reaktionsbildung in Gestalt einer habituellen Verstopfung (S. 290) gelöst, die häufig den Gebrauch von Himbeersaft (S. 334), Kindermeth und Klistieren, einmal sogar ärztliche Konsultation (S. 290), erforderte.

Das heitere, gutartige Kind hatte es also frühzeitig verstanden, seine Triebbefriedigungen zur Zufriedenheit seiner Eltern um den Preis einer gewissen Symptombildung einzuschränken, die ihm *sekundär* eine intensive Beziehung zur Mutter und stillschweigende Mißbilligung solcher Verwöhnung durch den Vater eintrug (Rückführung der Verstopfung auf Überfütterung, S. 290; vgl. auch die Deutung der Giraffenphantasie, S. 274, ferner S. 258, 259). Da Hans dergestalt verstärkt auf die enge Beziehung zu seinem primären Objekt angewiesen blieb, dürfte es ihm weiterhin schwerfallen, mit Aggressionsneigungen umzugehen. „Der Vater hat notiert, daß sich die Verwandlung der Aggressionsneigung in Mitleiden bei ihm sehr frühzeitig vollzogen hat. Lange vor der Phobie wurde er unruhig, wenn er im Ringelspiele die Pferde schlagen sah, und er blieb nie ungerührt, wenn jemand in seiner Gegenwart weinte“ (S. 346).

Mit dieser soweit rekonstruierbaren Disposition tritt Hans in eine neue konfliktreiche Phase, die Schwangerschaft der Mutter, ein. Er antwortet darauf mit einem gesteigerten sexuellen Interesse, das sich den Aufzeichnungen zufolge zunächst auf die Mutter richtet. Die erste der berichteten Fragen ist die nach dem Wiwimacher der Mama, die zweite Bemerkung gilt dem Euter einer Kuh (S. 245). *Nur diese beiden Episoden stammen mit Sicherheit aus dem Frühjahr 1906, alle anderen werden für das Alter 3 1/2 oder mehr angegeben, fallen also mit der Geburt der Schwester eng zusammen*, ob vorher oder nachher, bleibt offen.

Anscheinend wurde im Sommer 1906 sein libidinöses Interesse zunächst auf die vielen Kinder in Gmunden abgelenkt. Nach seiner eigenen Erzählung haben ihm die Berta und die Olga beim Wiwimachen zugesehen (S. 257). Im übrigen scheinen sich die Ereignisse der beiden Sommer 1906 und 1907 in Hansens späteren Erzählungen zu vermengen. Die hartnäckig festgehaltene Phantasie, die Hanna sei, als sie in der Kiste nach Gmunden fuhr, auf dem Pferde geritten (S. 305, 310), könnte dafür sprechen, daß auch schon im Sommer vor der Geburt von Hanna Pferdespiele und dergleichen einen wichtigen Platz einnahmen.

8 *Wolfgang Loch und Gemma Jappe*

Erst nach der Rückkehr aus Gmunden sucht Hans seine Befriedigung in der Masturbation:

„Ich: ‚Hast Du in Gmunden, wenn Du im Bette gelegen bist, die Hand zum Wiwimacher gegeben?‘

Er: ‚Nein, noch nicht. In Gmunden habe ich so gut geschlafen, daß ich gar nicht daran gedenkt hab‘. Nur in der -gasse und jetzt hab ich's getan“ (S. 296).

Auf diese Weise tröstet sich Hans offensichtlich über den Verlust der anderen Kinder, die er zum Erstaunen der Eltern zunächst nicht zu vermissen scheint (S. 250). Die Masturbation bringt ihn bald in Konflikt mit der Mutter (S. 245), während seine Freude darüber, den Wiwimacher des Löwen gesehen zu haben (S. 246), von den Eltern mit Interesse notiert wird. (Man denke an die Bedeutung, die Sehen — Gesehenwerden und Wissen später gewinnen.)

Die Geburt der Schwester bringt Hans räumliche Trennung, kognitiv-emotionale Isolierung und traumatische Wahrnehmungen. Während des Schlafes wurde sein Bett aus dem elterlichen Zimmer nach nebenan gebracht (S. 247); die definitive Umsiedlung in ein eigenes Zimmer folgte ein halbes Jahr später (S. 334). Mit der Deutung seiner Beobachtungen bleibt er völlig allein: „Im Vorzimmer sieht er die Tasche des Arztes und fragt: ‚was ist das?‘, worauf man ihm sagt: ‚eine Tasche‘. Er dann überzeugt: ‚heut kommt der Storch“ (S. 247 f.). Zur Mutter hereingebracht, schaut er nicht auf sie, vielleicht als Vergeltung für die Abwendung von ihrer Seite. Er erblickt die Gefäße mit blutigem Wasser, und der Widerstreit bedrängender Gefühle verdichtet sich zu einer Phantasie über den Körper der Mutter und seinen eigenen: „Aber aus meinem Wiwimacher kommt kein Blut“ (S. 248). Seine ungerührte Reaktion auf die Kastrationsdrohung der Mutter (S. 245) wird also entweder hier erschüttert oder entspringt bereits einer trotzigten Auflehnung gegen den Schrecken am Wochenbett, gestützt auf die erst im Lauf der Analyse enthüllte Ahnung, daß die Kinder wie der Lumpf aus dem Popo kommen.

Die Eifersucht auf die Schwester ist offenkundig, seine Ablehnung massiv und bewußt, aber von Anfang an verpönt: sie wird nur im Fieber der Angina, die er kurz danach bekommt, klar artikuliert (S. 248). Nach einem halben Jahr, heißt es, sei die Eifersucht überwunden gewesen und an ihre Stelle Zärtlichkeit und Überlegenheit getreten. Einige Stadien auf dem Wege dahin können wir noch verfolgen.

Nachdem er schon vor der Geburt der Schwester begonnen hatte, sich an Gmunden zu erinnern und stundenlang mit Berta, Olga und Fritzl zu sprechen, machte er diese nun zu seinen Kindern (S. 250). Dazu brauchte

er offenbar das Spiel in der Holzkammer, die er zu seinem Klosett erklärte (S. 251), worin die Phantasien, in der Mutter zu sein und selber Kinder zu produzieren, in wunderbarer Weise verschmolzen erscheinen. Die Erklärung, er mache dort Wiwi, ist vermutlich ebenso halbherzig wie die Behauptung, der Storch habe seine Kinder gebracht. Zur selben Zeit, im Alter von dreidreiviertel Jahren, systematisierte er seine Forschungen über den Penis: er interessierte sich für den Wiwimacher des Vaters und verknüpfte zum ersten Mal Wiwimacher, Mama und Pferd (S. 247), fand darin auch ein Merkmal zur Unterscheidung von Lebendigem und Nichtlebendigem, angeregt offenbar durch die neu ins Leben gekommene Hanna (S. 247).

Phantasietätigkeit und Denkanstrengung reichten aber offensichtlich nicht aus, um den Konflikt zu bewältigen. Hans träumte, er sei mit der Mariedl, ganz allein mit der Mariedl. Daß Hans eine solche Wunscherfüllung zum Schutze seines Schlafes ausdrücklich brauchte, könnte die Intensität der Todeswünsche andeuten. Diese Interpretation wird gestützt durch sein wenig später an den Tag gelegtes Verhalten. Gegenüber den etwas älteren Mädchen auf dem Eisplatz zeigte Hans übertriebene Verehrung und erkundigte sich dauernd, wann er sie wieder sehen werde. (Hatte er sie nicht vernichtet?) Seine Zärtlichkeit gegen den um ein Jahr älteren Cousin, der ihn im Frühjahr besucht, fällt ebenfalls auf. Nach einem Umzug verliebte Hans sich auf Distanz in ein gegenüber wohnendes Mädchen, das er stundenlang auf dem Balkon unruhig erwartete und aus der Ferne beobachtete (S. 252). Um diese Zeit war die Reaktionsbildung gegen die Eifersucht auf die Schwester offenbar zu einem gewissen Abschluß gekommen. Wir glauben einige Züge des Konfliktlösungsmusters wiederzuerkennen, das wir schon für die Verstopfung vermuteten: die stumme, autoplastische Verarbeitung und die betonte sekundäre Libidinisierung; als neues Element tritt jetzt die Verschiebung auf entferntere Objekte hinzu. Sie korrespondiert in doppelter Weise mit latenten Todeswünschen: Das geliebte Objekt ist ein entferntes, und der Konflikt wurde von Mutter und Schwester entfernt.

Die neue Lösungsmöglichkeit entwickelte Hans in den folgenden Sommerferien in Gmunden zunächst befriedigend weiter. Seinen Spielgefährten gegenüber benahm er sich betont männlich, sowohl aggressiv wie erotisch. Als er aber versuchte, diese Beziehungen zu einer größeren Unabhängigkeit gegenüber der Mutter zu verwerten, scheiterte er. Sein Wunsch, hinunterzugehen und mit der Mariedl zu schlafen, wurde feindselig aufgenommen, obwohl er versicherte, daß er ja wiederkommen wolle („Wenn du wirklich von Vati und Mami gehen willst, so

10 Wolfgang Loch und Gemma Jappe

nimm dir deinen Rock und deine Hose und — adieu!“), und obendrein vereitelt (Hans wurde zurückgeholt, S. 253). Vermutlich erst nach dieser folgenschweren Episode begann eine neue Liebe auf Distanz — die sehn-süchtige Verehrung des achtjährigen Mädchens aus dem Gasthaus. Daß sie ihn schließlich doch nicht besuchte, nahm er auffallend leicht, was zu ihrer Funktion als *entferntes* Objekt gut stimmen würde. Wir erfahren später aus der Analyse (S. 259), daß er um diese Zeit abends oft, elegisch gestimmt, die Befürchtung äußerte, keine Mami zu haben.

Es muß gegen Ende dieses Sommeraufenthaltes gewesen sein, daß Hans versuchte, seine Mutter zum Berühren seines Gliedes zu bewegen; das hieße, daß er nun, nachdem ihm die Möglichkeit einer Verschiebung von der Mutter weg verlegt war, mit einer erneut verstärkten Libidinisierung und Sexualisierung der Beziehung zu ihr antwortete. Sie sagte ihm, das sei eine Schweinerei und unanständig. Die Wirkung dieses Verdikts war durchschlagend: im Moment lachte Hans zwar und insistierte auf seinem Wunsch, „aber lustig“ (S. 255), doch schon den Tag darauf (!)⁵ äußerte er zum ersten Mal Hemmungen, beim Wiwimachen gesehen zu werden (S. 257); zwei Tage nach dem Vorfall mit der Mutter erzählte er seinen ersten „durch Entstellung unkenntlichen Traum“ (S. 256), der die Verdrängung des Exhibitionswunsches unterstreicht.

Hans ist in eine double-bind-Situation geraten. Die Schwangerschaft der Mutter und vor allem die Geburt der Schwester stürzten ihn in einen Konflikt zwischen Liebe und Feindseligkeit. Nicht nur diese beiden Strebungen sind ineinander verschlungen. Aussichtslos verwirrt sich der Konflikt vor allem darum, weil Hans zwischen sich und seiner Mutter nicht klar trennen kann, wie wir an seinem Ausspruch am Wochenbett und an seiner Phantasie in der Holzkammer gesehen haben. Seine Liebe zu ihr befriedigt er teilweise autoerotisch, und die destruktiven Phantasien bedrohen ihn selbst mit Beschädigung. Der Versuch, sich durch eine teilweise Verschiebung der Besetzung zu entlasten, wurde von der Mutter verhindert, die darauf einsetzende neuerliche verstärkte Zuwendung mit Abscheu, weil mit phallischer Aktivität verbunden, zurückgewiesen. Es dauerte immerhin noch ein Vierteljahr, bis diese Konfliktkonstellation als Krankheit manifest wurde. Unschwer läßt sich erraten (wir folgen hier Freuds Annahme S. 352, 368), daß dieser Punkt erreicht war, als auch der letzte noch verbleibende Ausweg, die masturbatorische Befriedigung, dem Verdikt verfiel.

⁵ Für die zeitliche Reihenfolge beachte S. 256 unten: Die Episode war zwei Tage vor dem ersten Entstellungstraum, einen Tag darauf, bzw. einen Tag vor dem Traum, ließ er sich zum ersten Mal hinters Haus führen.

Bevor wir uns nun der Behandlung zuwenden, sei der Versuch unternommen, unsere Rekonstruktion der Pathogenese auf den Anlaß der Phobie und die Strukturbildung der Symptome anzuwenden. Im Gegensatz zu Freuds Bemerkung auf S. 260 muß man feststellen, daß auch hier das Anfangsstadium der Phobie vernachlässigt ist. Wie anders wäre es möglich, daß die Stellwagenszene, von Freud und allen späteren Autoren ohne weiteres als Anlaß für den Ausbruch der Phobie akzeptiert, den Beobachtungen aus den Tagen des Anfangs völlig entgeht und erst bei weit fortgeschrittener Analyse auftaucht? Hans gibt für seine Geschichte zwei Versionen. Zunächst erklärt er, es sei gewesen, als er „trotz der Dummheit“ mit der Mami gegangen sei, eine Weste kaufen; „dies wird nachträglich von der Mutter bestätigt“ (S. 284). Auf Befragen erklärt er dann, er habe die „Dummheit“ bei diesem Anlaß erst bekommen. Dabei reproduziert er alle Einzelheiten und Nebenumstände des Vorfalls, und „dies alles wird von meiner Frau bestätigt, auch daß unmittelbar danach die Angst ausgebrochen ist“ (S. 285). Nicht nur die genauere Reproduktion spricht für die zweite Version; es wäre auch zu unwahrscheinlich, daß ein so dramatischer Vorfall mit einem Pferd der Aufmerksamkeit der Eltern und der Berichterstattung entgangen sein sollte, *nachdem* Hans die Furcht vor Pferden schon geäußert hatte. Eine längere Latenz zwischen der Szene und dem Ausbruch der Phobie wird durch die Behauptung „unmittelbar nachher“ ebenfalls ausgeschlossen. Wir müssen also von einem Zeitpunkt von allenfalls wenigen Tagen ausgehen und die Szene dicht an den auf S. 259 berichteten Angsttraum (den sie eventuell als Tagesrest auslöste) und den Verführungsversuch am 5. Januar heranrücken. Da die zeitlichen Verhältnisse auch zwischen diesen beiden letzten Episoden nicht eindeutig sind, müssen wir uns auf die strukturellen Beziehungen beschränken.

In der Stellwagenszene kommen alle bisher aufgezeigten Elemente zusammen: Der beladene Wagen — die Gravidität der Mutter — der volle Bauch von Hans; das fallende Pferd — ein großes, bewundertes Tier, plötzlich in nie gesehener Lage und Bewegung — die Niederkunft der Mutter — Hans macht Krawall — Lust, Wut und Angst beim Defäzieren — etwas Schreckliches geschieht — Tod — Blut. Die plötzliche Gewißheit: „Das wird jetzt immer sein. Alle Pferde werden beim Stellwagen umfallen“ (S. 284). Das Ereignis wurde sofort verdrängt, übrigens auch von der Mutter. Dieser bisher völlig übersehene Umstand unterstreicht, wie sehr sie in das Konfliktgeschehen verstrickt war und wie wenig Hans daher die Möglichkeit hatte, in die Beziehung zu ihr etwas von dem einzubringen, was ihn in diesem Moment anrührte. Übrig bleibt

12 Wolfgang Loch und Gemma Jappe

eine diffuse Angst, keine Mami zu haben, als Symptom organisiert zunächst in der Weigerung, auf die Straße zu gehen. Damit reproduziert Hans das Scheitern seines ersten Lösungsversuches, der Verschiebung und Entfernung von der Mutter. Unter dem Druck, seine angstvolle Weigerung ihr gegenüber zu begründen, bezieht er sich auf das mit Kastrationsdrohung verbundene Masturbationsverbot als den letzten und relativ bestorganisierten Konfliktabkömmling. Freilich ist auch dieser nicht fest umrissen, vielmehr ein Aufeinanderprallen von Befriedigung, Verbot und Aggression, was eben die Anknüpfung an die verdrängte Stellwagenszene ermöglicht. In der Angst, ein Pferd werde beißen, erscheint die Stellwagenszene umgeschrieben wie zuvor der Konflikt von Schwangerschaft und Geburt auf die Autoerotik und den Phallus. Diese Bezugnahme wurde von den Eltern sofort verstanden; der Vater fragte sich, ob Hans einen Exhibitionisten gesehen hat (S. 258), und die Mutter ermahnte ihn, die Hand nicht zum Wiwimacher zu geben (S. 259). Auch in der Gestalt eines Symptoms konnte Hans also seinen Konflikt nur eine Darstellung geben, die dem Interesse und den Wahrnehmungsmöglichkeiten seiner Eltern irgendwie entsprach und entgegenkam; verfolgten sie doch schon seit zwei Jahren mit großer Aufmerksamkeit seine Beschäftigung mit dem Penis.

b) Die Behandlung

Freud suspendierte zunächst einmal die Sorgen und ersten Erklärungsversuche des Vaters (S. 259), und es läßt sich denken, wie schon diese Haltung allein die durch Hansens Auffälligkeit erschreckte Familie entlastet hat. Als „Grundphänomen des Zustandes“ (S. 260) sah er die enorm gesteigerte Zärtlichkeit für die Mutter an. Das Problem, wieso sich die Sehnsucht nicht in Befriedigung verwandeln ließ, blieb zunächst offen. Entsprechend seiner ersten Angsttheorie denkt Freud hier an einen Umschlag von Libido in Angst, ohne nach einem aggressiven Moment zu suchen. Diese Unterlassung führt zu einer bestimmten Inkongruenz in der ersten von ihm gesetzten Interpunktion:

„Ich verabedete mit dem Vater, daß er dem Knaben sagen solle, das mit den Pferden sei eine Dummheit, weiter nichts. Die Wahrheit sei, daß er die Mama so gern habe und von ihr ins Bett genommen werden wolle. Weil ihn der Wiwimacher der Pferde so sehr interessiert habe, darum fürchte er sich jetzt vor den Pferden. Er habe gemerkt, es sei unrecht, sich mit dem Wiwimacher, auch mit dem eigenen, so intensiv zu beschäftigen, und das sei eine ganz richtige Einsicht“ (S. 263 f.).

Freud setzt sich hier in Widerspruch zu seiner eigenen Feststellung: „Die Neurose sagt nicht Dummes, so wenig wie der Traum. Wir schimp-

fen immer dann, wenn wir nichts verstehen. Das heißt, sich die Aufgabe leichtmachen“ (S. 263). Ebenso hatte Freud die Annahme ausdrücklich zurückgewiesen, die Masturbation als solche könnte die Angst hervorrufen (S. 263). Dennoch geschieht mit dieser Verabredung etwas Entscheidendes. Einmal macht Freud den Vater in Verbindung mit seiner Person zum Therapeuten und veranlaßt ihn zugleich, sich bei Hans als Therapeut und Gesprächspartner einzuführen. Zum anderen bietet die Deutung einen Ansatz zur Trennung von libidinösen und aggressiven Tendenzen, indem sie die Liebe zur Mutter sehr betont, als bekämpfungswert aber nicht sie, sondern die Onanie darstellt, womit die Beziehung zur Mutter entlastet und Hans auf eigene Aktivität verwiesen wird. Der Preis ist freilich hoch: das Symptom als Heilungsversuch, die Onanie als Ausweg aus dem Konflikt werden entwertet, die eigene Aktivität kann nur um den Preis einer narzißtischen Bedrohung ansetzen.

Entsprechend zwiespältig reagiert Hans. Zwar mildert sich die Angst, wobei diese Besserung allerdings eher eine scheinbare ist, wie aus dem Nachtrag auf Seite 234 hervorgeht; Hans wird leicht kontraphobisch: „Ich muß auf die Pferde sehen, und dann fürchte ich mich“ (S. 264). Aber bald danach bekommt er eine Influenza, woraufhin sich die Phobie sehr verstärkt. Wenig später mußte er an den Mandeln operiert werden. Offenbar ist Hans in die Regression getrieben worden; die Analyse sistiert etwa sechs Wochen lang (S. 264). Die dann folgenden Episoden erscheinen ganz durch den Kampf um das Symptom bestimmt. Einerseits bekräftigt Hans gegen die Deutung des Vaters, daß Pferde wirklich beißen (Erinnerung an Lizzi, S. 265). Andererseits stimmt er mit dem Vater darin überein, der Onanieangewöhnung die Hauptrolle in der Pathogenese zuzuschreiben (S. 265, 266). Zugleich treten die libidinösen Wünsche, gerichtet auf ein Verschiebungsobjekt, das neue Hausmädchen, deutlicher zutage (S. 266). Dies ermöglicht Hans, die Onanie zeitweilig aufzugeben und den Vater mit dem Problem zu konfrontieren, daß nicht die Handlung, sondern der Wunsch das Problem bildet: „Möchten ist nicht tun, und tun ist nicht möchten“ (S. 266). Er zeigt also sehr deutlich den Konflikt, daß er zwar die Deutung des Vaters akzeptieren und gemeinsam mit ihm arbeiten, aber doch an der narzißtischen Komponente seines Symptoms festhalten will.

In diesen Zwiespalt hinein bringt die Aufklärung des Vaters, daß Frauen keinen Wiwimacher hätten, eine neue Entwertung, die Hans mit einer doppelten Negierung beantwortet: er onaniert und phantasiert dabei die Mama nackt im Hemde, wobei sie den Wiwimacher sehen ließ (S. 267),

14 *Wolfgang Loch und Gemma Jappe*

und versichert, alle Menschen hätten einen Wiwimacher, und der seine werde noch wachsen. Soweit die Entwertung auch die Mutter betraf, war sie weniger gefährlich geworden, und Hans konnte sich in verschlüsselter Form zum ersten Mal mit seiner Aggression herauswagen, indem er die Giraffenphantasie bildete. Die Deutung des Vaters als transponierter Schlafzimmerszene mit beiden Eltern akzeptiert er an keiner Stelle, erklärt vielmehr, „die Hanna ist die zerwutzelte Giraffe“, und: Mama hat auch einen Hals wie eine Giraffe, das hab ich gesehen, wie sie sich den weißen Hals gewaschen hat“ (S. 275)⁶. Er wollte also der Mutter die kleine Schwester wegnehmen. Dazu stimmt, daß er sich schämte, die Geschichte der Mami zu erzählen, obwohl er nicht wußte, warum (S. 274). Bei der Befragung durch den Vater bringt er dieselbe spontan mit seiner Phantasie in Verbindung, seine Mami nackt gesehen zu haben⁷ und assoziiert auf Drängen des Vaters Himbeersaft und ein Gewehr zum Totschießen. Wie wir aus einem Nachtrag des Vaters auf S. 334 entnehmen, stammt beides aus dem analen Komplex.

Eine gewisse Darstellung des Konflikts ist also bereits in dieser ersten Phase der Analyse gelungen. Hans erlebt den Vater als Verbündeten und will mit ihm zusammen den Onaniekonflikt bearbeiten. Das Problem, daß er aus den oben skizzierten Gründen daran doch festhalten muß, drückte er in der Phantasie vom 30. März morgens aus, mit dem Vater gemeinsam etwas Verbotenes getan zu haben (S. 275). Nach wie vor im Dunkeln liegt das Problem der Destruktivität.

Es wird zum Angelpunkt bei dem entscheidenden gemeinsamen Besuch in der Ordination bei Freud. Freud und der Vater mußten sich „eingestehen, daß die Beziehungen zwischen den Pferden, vor denen er sich ängstigte, und den aufgedeckten Regungen von Zärtlichkeit für die Mutter wenig ausgiebige waren“ (S. 276). Anhand von besonders unverständlichen Details hatte Freud den Einfall, das Schwarze um den Mund der Pferde mit dem Schnurrbart des Vaters, die Scheuklappen mit seinen Augengläsern in Verbindung zu bringen. Wie die spätere Analyse zeigt (S. 302), traf dies nicht zu. Aber er bildete die Brücke zu der Deutung, die zum Fundament der ganzen Analyse wurde, und zwar, wie wir meinen, nicht darum, weil sie das Vorangegangene richtig interpretierte, sondern weil sie die dann folgende Entwicklung ermöglicht.

⁶ Vgl.: Weißes Pferd beißt (S. 265).

⁷ „Er bemerkt, daß ich alles notiere und fragt: „Warum schreibst du das auf?“. Ich: „Weil ich es einem Professor schicken will, der dir die Dummheit wegnehmen kann“. Er: „Aha, hast du es auch aufgeschrieben, daß sich die Mami das Hemd ausgezogen hat und gibst du das auch dem Professor?“ (S. 273).

„Er fürchte sich vor seinem Vater, eben weil er die Mutter so lieb habe. Er müsse ja glauben, daß ihm der Vater darob böse sei, aber das sei nicht wahr, der Vater habe ihn doch gern, er könne ihm furchtlos alles bekennen. Lange ehe er auf der Welt war, hätte ich schon gewußt, daß ein kleiner Hans kommen werde, der seine Mutter so lieb hätte, daß er sich darum vor dem Vater fürchten müßte, und hätte es seinem Vater erzählt“ (S. 277).

Als erstes erschüttert die Deutung eine Illusion des Vaters: zwar hatte der die Phobie stets auf Kastrationsangst zurückgeführt und sich selbst als die schreiende Giraffe gedeutet, aber es war ihm offenbar nie in den Sinn gekommen, daß Hans sich vor ihm fürchten und daß die Angst auf feindseligen Gefühlen beruhen könnte. Ungetrübte Freundlichkeit als Familientradition wurde durchbrochen — dem Vater öffnete sich ein neuer, realistischer Zugang zu seinem Sohn (von da an gibt es fast tägliche Notizen).

Auf die erstaunte Frage des Vaters wirft Hans ihm vor, ihn geschlagen zu haben. Der Vater muß sich an einen Klaps erinnern, den er ihm reflektorisch versetzt hatte, als der Kleine ihn unerwartet mit dem Kopf in den Bauch stieß. Hans gelingt es also, einen Vorwurf zu äußern, wofür es in der Vorgeschichte kein Beispiel gibt. Vielmehr hatte er ja bis jetzt das Böse nach draußen auf die Pferde verlegen müssen, um nicht mit einem Angriff auf die Mutter die libidinöse Verbindung zu ihr und damit sich selbst zu gefährden. Der Stoß in den Bauch zeigt unseres Erachtens, daß Hans auch zwischen Vater und Mutter nicht klar trennte, daher auch den Konflikt mit dem Vater nicht austragen konnte.

Freuds Deutung setzt dem bisherigen einzigen Daseinsgrund einen neuen, weitertragenden an die Seite: „Lange ehe er auf der Welt war, hätte ich schon gewußt...“ Die narzisstische Bedrohung, mit der das erste Angebot zu einer Trennung der libidinösen von den aggressiven Strebungen verbunden war (siehe oben Seite 13), wird durch die Garantie aufgehoben, daß ein allwissendes, immerwährendes Objekt („Spricht denn der Professor mit dem lieben Gott, daß er das alles vorher wissen kann?“) Teilhabe am Wissen und damit an seiner Existenz gewährt. Ob Hans diese Garantie annahm und ihn die neue Existenzform ebenso zu tragen vermochte wie die libidinöse Mutterbeziehung? Es scheint, daß die Identifikation mit dem Wissenden glückte, denn Freud stellt fest: „Er (i. e. Hans) führte von da an ein Programm aus, das ich seinem Vater im vorhinein mitteilen konnte“ (S. 278).

Unmittelbar nach dem Besuch bei Freud setzt eine wesentliche Besserung ein, und schon vier Tage später zeigt Hans, wie er die Sache verstanden hatte und sich mit dem Problem der Trennung der Gefühle auseinandersetzt. Er fragt seinen Vater: „Warum hast du mir gesagt, ich

16 *Wolfgang Loch und Gemma Jappe*

hab die *Mami* gern, und ich fürchte mich deshalb, wenn ich *dich* gern hab?“ (S. 279). An der Person des Vaters konnte er die enge Verbindung von Fürchten und Gernhaben realisieren:

„Hans: Wenn du weg bist fürcht' ich mich, daß du nicht nach Hause kommst.
Ich: Hab ich dir denn einmal gedroht, daß ich nicht nach Hause komme?

Hans: Du nicht, aber die Mami. Die Mami hat mir gesagt, daß sie nicht mehr kommt“ (S. 279).

Hans zeigt hier klar, daß er seinen Konflikt mit der Mutter auf den Vater übertragen hat, bzw. Vater und Mutter zu differenzieren beginnt. Freud und der Vater haben gesagt, er fürchte sich vor dem Vater. Er weiß es aber besser, er hat den Vater gern. Wenn er aber den Vater gern hat und Fürchten, wie der Professor gesagt hat, aus Gernhaben folgt, was er unbewußt wohl verstehen kann, dann ergibt sich, daß er fürchten mußte, der Vater geht weg, obwohl die Mami damit gedroht hat. Nachdem auf diese Weise sichergestellt ist, daß die Feindseligkeit nicht vernichtend ist und die Mami nicht weggehen wird, können der Patient *und* seine Phobie „mehr Courage bekommen“ (S. 281). In den nächsten Tagen entwickeln sich eng miteinander verflochten drei neue Momente:

Hans akzeptiert erstens, freilich eher rezeptiv, die Deutung, der Vater sei das Pferd; zunächst wortlos mit einem Lachen (S. 280), einige Tage später, indem er fragend auf die Gleichsetzung Schnurrbart — schwarzer Maulkorb eingeht (288).

Zweitens differenziert er seine Phobie in alle Einzelheiten: er fürchtet sich, „daß die Pferde umfallen, wenn der Wagen umwendet“ (S. 281), vor plötzlicher Bewegung, vor großen mehr als vor kleinen Pferden und vor schnellem Fahren. Über zwei weitere Einzelheiten — Furcht vor Pferden, die am Mund so etwas Schwarzes haben und vor einem Möbelwagen bzw. einem Stellwagen — reproduziert Hans dann die Szene, die den Anlaß zu der Phobie gegeben hatte (vgl. oben Seite 11 ff.). Indem er das Umfallen dem Beißen an die Seite stellt, verläßt er die erste Organisation seines Konflikts um die Autoerotik und wendet sich einem neuen Konfliktmoment zu. Er sagt jetzt, er habe sich so erschrocken, weil das Pferd Krawall gemacht habe (S. 285).

Den Ausschlag gibt aber wohl, daß Hans (drittens) mit der Zentrierung auf den Vater eine deutliche Stärkung seines Ichs erfuhr. Zwei Tage nach der oben geschilderten Szene mit dem Vater läßt Hans sich nicht aus dem Schlafzimmer wegschicken, sondern trotz; den Vormittag darauf plant er, über die Gasse zu gehen und es den Gassenbuben gleichzutun, auf die Verladerampe zu steigen und auf dem Gepäck her-

umzuklettern. In denselben Tagen notiert der Vater, daß Hans sich in entschiedenster Weise gegen ihn auflehnt, „nicht frech, sondern ganz lustig“; „Hans spielt einige Zeit im Zimmer Pferd, rennt herum, fällt nieder, zappelt mit den Füßen, wiehert. Einmal bindet er sich ein Sackkerl wie einen Futtersack um. Wiederholt läuft er auf mich zu und beißt mich.“ Hans beginnt also, den externalisierten Konflikt in sich hineinzunehmen — er wurde selbst zum Pferd, das beißt und Krawall macht.

Dies führt auch zu einem neuen Thema in der Analyse, während die Frage, was das Schwarze bei den Pferden eigentlich bedeute, zunächst stagniert und die Situation undurchsichtig (S. 299) erscheinen läßt. Über sein eigenes Krawallmachen kommt Hans auf den Komplex Lumpfmachen und entwickelt Ekel vor der schwarzen und der gelben Hose. Er beschäftigt sich mit der Frage, wie man leicht Lumpf machen kann (offenbar braucht man dann keinen Krawall zu machen und kommt nicht in Gefahr zu fallen). Daß Fritzl gefallen sei, leugnet Hans — im Gegensatz zu später (S. 318) — und zeigt damit, wie angstbesetzt das Fallen noch immer für ihn war.

Hier liegt offenbar die Nahtstelle zwischen seinem eigenen, sich nun verstärkenden Bewegungsdrang und dem Folgenden, das sich zunächst in der *Badewannenphantasie* (S. 300) andeutet. Wir übergeben dabei das Thema der Exhibitions- und Schaulust, das sich zwar an dieser Stelle (S. 294 ff.) breit entfaltet, aber durch die Fragen des Vaters evoziert wirkt (S. 299) und relativ unproblematisch bleibt.

Als eine Komponente der Badewannenphantasie erscheint die Feindseligkeit gegen Hanna, zunächst in Gestalt einer Abneigung gegen Gmunden (S. 300) und die dortige Badeanstalt (S. 301), dann als Angst, die Mama würde ihn beim Baden ins Wasser fallen lassen. Zwei Tage darauf bildete er die Phantasie, die Hanna sei vom Balkon gefallen (S. 303); noch einen Tag später artikuliert er ganz klar, sie sollte lieber nicht auf die Welt gekommen sein, und ergänzt die Deutung des Vaters eigenständig:

„Ich: Deshalb hast du gedacht, wenn die Mami sie badet, wenn sie die Hände weggeben möchte, dann möcht' sie ins Wasser fallen ...

Hans (ergänzt): — und sterben“ (S. 307).

Gegen den Vorhalt des Vaters, ein braver Bub wünsche das nicht, beharrt er: „Aber denken darf er's.“ Und: „Wenn er's denken tut, ist es doch gut, damit man's dem Professor schreibt“ (S. 307).

Deutlicher könnte er nicht zeigen, daß ihm die jenseits seiner Realobjekte angebotene Identifikation gelungen ist, und daß die neue Existenzform ihm die Bildung destruktiver Phantasien erst gestattet.

18 *Wolfgang Loch und Gemma Jappe*

Die volle Elaboration gelang aber erst, nachdem Hans begonnen hatte, über den zweiten Aspekt der Badewannenphantasie (Behälter-Kiste) zu phantasieren. Auch er war mit dem Problem des Todes verbunden: „Du, ist ein Mann da unten ... einer der begraben ist ..., oder gibt's das nur am Friedhofe?“ (S. 304). In die Kiste verschwinden und aus der Kiste kommen bilden offenbar eine Reihe, denn die Kiste stellt ja in erster Linie den Raum, den vollen Leib der Mutter dar, in dem Hanna vor ihrer Geburt weilte. Die Phantasien über Hannas vorgeburtliche Existenz schäumen über; daß sie auf dem Pferde geritten, unendlich viel gegessen habe usw., vor allem aber der Vorsatz, in die Kiste Wiwi zu machen, zeigt die enge Verflechtung der Vorstellungen mit eigenen Wünschen und Empfindungen. Das Problem, daß das Ganze ja irgendwann angefangen haben muß, löst Hans durch Rückverlegung in infinitum: „Schon lange bevor sie in der Kiste gefahren ist“, „schon sehr lange“, war sie beim Storch in der Storchkiste (S. 311).

Mit der Kühnheit dieser Phantasie ergibt sich ganz nebenbei die Deutung, daß das Schwarze mit den Schamhaaren der Mutter zu tun hat; ein zärtlicheres Verhältnis zum Lumpf bahnte sich an („Lumpfi“, S. 302). Im nächsten Schritt bekennt sich Hans zu seinen sadistisch-aggressiven Gelüsten, die Pferde zu necken und, indirekt, die Mami zu schlagen (S. 314—316).

Es vergingen wiederum einige Tage; dann erst entwickelte Hans deutlich den Wunsch, den Vater zu entfernen, um mit der Mutter alleine zu sein. Er läßt ihn in der Phantasie den Zug verpassen, setzt ihn den Pferden gleich, vor denen er sich fürchtete, und wirft ihm ein Eifern vor, wenn der Kleine ins Bett zur Mami wolle; schließlich wünscht er ihm, er solle hinfallen wie der Fritzl — welche Erinnerung er offenbar erst jetzt zulassen konnte (S. 318). Hans wiederholt also auf einer neuen Ebene den Schritt, den er unmittelbar nach dem Besuch bei Freud gemacht hatte. Damals hatte er jedoch Vater und Mutter gleichgesetzt in der Furcht, der Vater werde weggehen, weil die Mutter damit gedroht hatte; jetzt differenziert er zwischen Vater und Mutter und wünscht dem Vater zugleich das, was er zunächst für sich selbst befürchtet hatte (S. 317 f.). Dieser letzte Schritt, die Gleichsetzung des Vaters mit Fritzl (und damit auch mit Hans) ebnete den Weg für eine neue libidinöse Beziehung zum Vater, die zunächst in der Phantasie zum Ausdruck kam, der Kondukteur habe einen Gassenjungen nackt ausgezogen — und schließlich, von der analen Potenz des Buben (50 000 Gulden) bestochen, diesen den Wagen kutschieren lassen (S. 319).

Daraufhin entfaltete Hans, zuerst an der Puppe Grete, dann an der Be-

hauptung, ein Ei gelegt zu haben, die Phantasie, selbst ein Kind zu kriegen. Die Identifikation mit der Mutter in der Beziehung zum Vater wird deutlich aus der Szene vom 25. April (S. 323): Hans stößt dem Vater mit dem Kopf in den Bauch und erklärt, er sei ein Widder; dazu erzählt er, daß ein Fritz gehörendes Lamperl einmal auf ihn hinaufgesprungen sei, was lustig war. Die Darstellung deutet auf einen beobachteten oder phantasierten Koitus. War das umfallende Pferd zunächst die gravide Mutter, so ist Hans jetzt selbst gefallen, und ein Vierbeiner, der seinen Drang verkörpert, steht auf ihm drauf; zugleich möchte er dem Vater dasselbe tun. Das Ganze also Erfüllung wie Vergeltung der libidinösen und aggressiven Wünsche. Dies wäre dann der dritte Aspekt der Badenwannenphantasie: Todeswunsch gegen Hanna — Gravidität — Verletzung am Bauch durch den Schlosser.

Während Hans also seine Triebwünsche beim Vater unterzubringen sucht, ja mit ihm gleichsetzt, kann doch von einer Identifikation in dem Sinne, sein zu wollen wie er, nicht die Rede sein. Eine entsprechende Deutung des Vaters weist er klar zurück: „Ein Vatti kriegt doch kein Kind, wie ist die Geschichte' dann, wenn ich gerne der Vatti sein möcht'?“ Als der Vater insistiert und auf die Heirat mit der Mutter hinaus will, macht Hans deutlich, was er darunter versteht: „Vatti, und bis ich verheiratet sein werde, werde ich nur eines kriegen, wenn ich will, wenn ich mit der Mami verheiratet sein werde, und wenn ich kein Kind will, will der liebe Gott auch nicht, wenn ich geheiratet hab“ (S. 328). Die Mutter hatte ihm zuvor gesagt, wenn sie kein Kind mehr haben wolle, würde keins mehr wachsen, der Vater dagegen hatte das vom lieben Gott abhängig gemacht. Hans stellte sich dabei auf die Seite des Vaters: „Du warst doch dabei, du weißt es bestimmt besser“ (S. 327). Die Mutter hatte dann beide Positionen durch die Erklärung in Einklang gebracht, wenn sie nicht wolle, wolle auch der liebe Gott nicht. Bringen wir dies nun in Verbindung mit Hansens Erfahrung, daß der Professor (und indirekt der Vater) mit dem lieben Gott spricht, dann bedeutet Verheiratetsein für Hans, zu sein wie die Mutter und durch Partizipation am Wissen Gottes Kinder zu haben, wenn er will — also Wissen und Willen, Drang und Erkenntnis in Einklang zu bringen. Darauf gelang am folgenden Tage die Deutung des Kindes Lodi als Saffalodi, nämlich als seines eigenen Lumpfkindes. Er erklärt, beim Defäzieren gedacht zu haben, daß er ein Kind bekomme und daß das Fallen des Pferdes sei, „wie wenn man ein Kind bekommt“ (S. 331). Er bestätigt auch, daß der Krawall entstände, wenn er sich nicht auf den Topf setzen wolle, also ungern Kinder bekomme.

20 *Wolfgang Loch und Gemma Jappe*

Die Deutungsarbeit ist damit im wesentlichen beendet. „Die Angst ist fast gänzlich verschwunden, nur will er in der Nähe des Hauses bleiben, um einen Rückzug zu haben“ (S. 331).

Einige Tage später, über deren Verlauf wir nichts wissen, erklärt Hans, nun nicht mehr die Mami, sondern der Vati seiner Kinder zu sein. Die Mutterschaft gesteht er der Mami zu, den Vater macht er zum Großvater und verheiratet ihn mit dessen eigener Mutter (S. 332). Wir stimmen Gardner (1972) zu, daß diese Phantasie nicht die Lösung eines ödipalen Konfliktes darstellt, hält sie doch gerade an der Heirat mit der Mutter fest und läßt jede Zeitperspektive und Verschiebung auf Gleichaltrige vermissen. Das Problem „so (wie der Vater) darfst du nicht sein“ (Freud, 1923, S. 262) ist überhaupt noch nicht in den Blick gekommen. Gelöst hat Hans dagegen das diesem vorgelagerte Problem der Differenzierung von seiner Mutter, nicht zu sein wie sie und nicht ein Teil von ihr (Lacan, z. B. S. 642).

Am Tag darauf scheint er dem Vater anzudeuten, wie das zugegangen ist:

„Vormittag war ich mit allen meinen Kindern auf dem Klosett, zuerst habe ich Lumpf gemacht und Wiwi, und sie haben zugeschaut. Dann habe ich sie aufs Klosett gesetzt, und sie haben Wiwi und Lumpf gemacht, und ich habe ihnen den Po mit Papier auswischt“ (S. 332).

Statt die Kinder selbst hervorzubringen, läßt er sie zusehen. Hier tritt die Bedeutung der die ganze Analyse durchziehenden Exhibitionsphantasien in ihr volles Recht: sie begleiteten den Prozeß der Differenzierung von Ich und Anderem. Die Kreativität besteht jetzt in der Wendung von Passivität in Aktivität, indem er das mit den Kindern tut, was er von der Mutter erfahren hat.

Den Abschluß der Krankengeschichte bildet die Phantasie des folgenden Morgens:

„Es ist der Installateur gekommen und hat mit einer Zange zuerst den Podl weggenommen und hat mir dann einen anderen gegeben und dann den Wiwimacher. Er hat gesagt: Laß den Podl sehen, und ich hab' mich umdrehen müssen, und er hat ihn weggenommen, und dann hat er gesagt: laß den Wiwimacher sehen“ (S. 333).

Hans hat also ein neues Gebärorgan und ein neues Zeugungsorgan bekommen; die Deutung, es handele sich dabei um größere, ist gewiß nicht falsch, aber größer bzw. anders bedeutet hier vor allem sicherer, denn nun besitzt er beides nicht mehr von Gnaden der Mutter Natur, sondern als ihm vom Installateur Freud „rechtmäßig“ verliehene Werkzeuge. Er ist nicht mehr wie in der ersten Badewannenphantasie Untergang, Gefäß, Bauch und alles zugleich, sondern er hat nun klar und distinkt zu-

erst den Podl und dann den Wiwimacher. Die Verwandlung geschieht über das Sehen. Damit drückt Hans aus, daß es das Wissen ist, das ihm die neuen Organe verliehen hat, und daß die Identifikation mit dem Wissenden an seine Lust am Schauen und Gesehenwerden anknüpfen konnte.

Nehmen wir die Formulierungen sehr genau, vielleicht zu genau, dann heißt es nur vom Podl „er hat mir einen anderen gegeben“, während es bezüglich des Wiwimachers beim Sehen bleibt, das Bekommen eines neuen erst vorweggenommen ist. Dies könnte darauf hinweisen, daß es bei dem Konflikt, der der Krankheit zu Grunde lag, in erster Linie um den Podl, um Besitzen und Gebären also, gegangen ist, während der Konflikt um die Funktion des Wiwimachers noch bevorsteht. Dem entspricht auch der enorm gesteigerte Wissensdrang von Hans und sein fortwährendes Kopfzerbrechen darüber, was der Vater mit dem Kinde zu tun hat (S. 335). Der ödipale Konflikt wäre also nicht gelöst, vielmehr erst die Voraussetzung, in ihn einzutreten, geschaffen: Die Bewältigung der depressiven Position im Sinne der Fähigkeit, Böses ohne totale Vernichtungsangst sich selbst zuzuschreiben, was nur über die Etablierung der Drei-Personen-Beziehung und die Identifikation mit dem guten, gegen die archaische Mutter sichernden Vater gelingt⁸.

(Gemma Jappe)

III

Die Annahme der Wahrheit und die Definition von Wirklichkeit und Phantasien

Die vorstehende Interpretation der Krankengeschichte des Kleinen Hans stützt unseres Erachtens zunächst die Auffassung von H. W. Loewald (1951), daß eine dem Ödipuskomplex vorangehende und ihn vorbereitende aktive Identifizierung mit dem mächtigen Vater stattfinden muß, die das Kind vor der Gefahr rettet, in der „primär-narzißtischen Position“ (also: ohne gewußte Realität) „durch ein Verschlungenwerden des keimenden Ich in der ursprünglichen Einheit“ (a. a. O., S. 15 und 16; vgl. Freud, 1921, worauf auch Loewald hinweist) zu verbleiben oder unterzugehen. Die erste Mitteilung, das Initialsymptom, der Angsttraum des Vierdreivierteljährigen, er habe keine Mami mehr zum Schmeicheln (Freud, 1909, S. 259), verrät uns ganz eindeutig, daß der Kleine Hans

⁸ Vgl. W. Loch, 1969, S. 81, und „Depressive Position und Ödipuskomplex“, unveröffentlicht.

von eben dieser Gefahr bedroht war, der Gefahr nämlich, daß der Verlust der Realpräsenz des primären Liebesobjekts ihn als Ich, als Ich-Selbst durch Auflösung dieser noch so labilen Struktur in die Regression der Subjekt-Objekt-Verschmelzung reißt. Es ist die Gegenwart des Vaters und die Identifikation mit ihm als dem Objekt, das den Umgang mit dem primären Liebesobjekt gefahrlos vorlebt, die die Katastrophe des Selbst-Verlustes bannt und Hans schließlich in den Stand setzt, „ich selbst“ zu sagen. Eine Einsicht, deren ersten Teil übrigens Freud (siehe Fußnote 3) in Verbindung mit der Diskussion der bei Todesangst fehlenden, schützenden wie rettenden Funktion des Über-Ichs in nuce schon entwickelt hatte. Dabei ist freilich im Auge zu behalten, daß diese regressive Gefahr durch die Aktivität der Triebe heraufbeschworen wird. Sie betrifft nicht die Verhältnisse, die durch die Vermittlung der Befindlichkeit, der „Gefühlshomöostase“ Sicherheit und Wohlbefinden herbeigeführt werden, die das „Vor-Ich“ (siehe dazu mit weiterer Literatur W. Loch, 1971 b, insbes. S. 898 ff.) gründen — Verhältnisse, die man geneigt ist, mit einer eher asexuellen, auf jeden Fall ihrem Charakter nach nicht orgiastischen, primären Liebe in Verbindung zu bringen (M. Balint, 1936; 1937; D. W. Winnicott, 1967; 1971). Aber es ist andererseits nicht zu bestreiten, daß die Konstitution des aktiven Ichs als derjenigen Instanz, die hinfort ohne die Angst einer irreversiblen Annihilation imstande sein wird, eine Beziehung zu dem Objekt herzustellen und festzuhalten (welches primär Anlaß dafür war, daß via Erleben orgiastischer Lust — nämlich das „Wonnesaugen“: Freud, 1905, S. 80 ff.; K. R. Eissler, 1966, S. 856, 859; H. Lichtenstein, 1970 — eine ausgezeichnete Affirmation des Daseins, verstanden als totale, intensive, gefühlshafte Existenz, zustande kam), eben die Partizipation an der väterlichen Existenzweise zur Voraussetzung hat. Nur über diese internalisierte Kind-Vater-Interaktion (und das gilt für Knaben wie für Mädchen) kommt es dann auch zur Formierung von „wahren Objekten“, im klassischen psychoanalytischen Sinne verstanden, wie z. B. durch das folgende Zitat von H. Kohut definiert, nämlich solchen, „die objektlibidinöse Besetzungen tragen, d. h. Objekte, die von einer Seele geliebt und gehaßt werden, einer Seele, die sich von den archaischen Objekten getrennt hat ...“ (H. Kohut, 1971, S. 51)⁹. Denn nur über den Vater als

⁹ Zu den diesen, den echten Objekten vorausgehenden Objekten rechnet H. Kohut die nur dem Beobachter als Objekte im engeren Sinne imponierenden narzißtisch erfahrenen Objekte (vielleicht sollte man sie „Quasi-Objekte“ nennen, W. L.), die noch nicht „in innere psychologische Strukturen verwandelt wurden“. Kohut kennt ferner „psychologische Strukturen (die infolge des allmählichen Besetzungsentzuges der noch nar-

einer dritten, der ursprünglichen Mutter-Kind-Dyade gegenübergestellten Person vermag diese sowohl emotional getrennt wie wiederum bestätigt zu werden, d. h. transzendiert zu werden und doch erhalten zu bleiben.

Man erkennt an der Krankengeschichte des Kleinen Hans, wie wir hoffen gezeigt zu haben, mit großer Deutlichkeit, daß die Aktionen des Vaters gerade von dieser Zielvorstellung her zu verstehen sind und geleitet wurden. Indem zunächst er, dann aber insbesondere Freud sich zum omnipotenten Objekt, zum Gott erhoben (siehe vor allem die eine, den Wendepunkt markierende Szene in Freuds Ordination, a. a. O.; 276 f.), und zwar, was von großer Bedeutung sein dürfte, zum Gott, der allwissend ist, der die Wahrheit sicher kennt, wird die Frau = Mutter als ein mit dem göttlichen Willen identisches Objekt übertrumpft (vgl. ebd., S. 327), denn es wird immer unterstellt, daß das Wissen den Willen lenkt, lenken soll. Dann wird die aus der Mutterbeziehung entstandene Aggression, die wir uns zunächst als „freie Aggression“ (Freud, 1937 b, S. 90) vorstellen dürfen — denn wie könnte das heranwachsende Kleinstkind sie schon mit der Mutter, die ja immer noch der seine Existenz tragende Grund ist, verbinden — einschließlich der Todeswünsche, die auf das Schwesterchen gerichtet sind, auf den Vater als Handlanger des Herrgotts wie auch als das alter ego des Kleinen selbst abgelenkt, die libidinöse Besetzung der Mutter aber stets erneut stark betont, ja als eine von Ewigkeit her feststehende Konstante hingestellt (ibd., S. 277).

Immer wieder wird dabei in allen entscheidenden Interventionen des Vaters und Freuds in einer Weise vorgegangen, die Josiah Royce die triadische Struktur der Traditionsvermittlung nennt: ein Subjekt (der vermittelnde Interpret) macht einem zweiten Subjekt verständlich, was ein drittes meint (vgl. K.-O. Apel, 1970, S. 130 f.). Damit wird natürlich auch eine sprachlich vermittelte Rollenidentifikation eingeleitet und hergestellt (a. a. O., S. 135). Oder anders ausgedrückt: es wird über sprachliche Regulierung, nämlich Erklärung, gleichsam ein „Paradigma“, ein „Mittel der Darstellung“ gesetzt (Wittgenstein, 1945, S. 50 und 55), in dem noch Form und Inhalt ungeschieden existieren. Der kleine Patient akzeptiert es, weil er, einem tiefen „Bedürfnis nach Übereinstimmung“ folgend — das der „Tiefe“ des zu gründenden „Wesens entspricht“ (Wittgenstein, 1956, S. 23) —, so zugleich zu einer „Hand-

zißistisch erlebten archaischen Objekte errichtet werden), die dann die triebregulierenden integrativen und adaptiven Funktionen, die zuvor durch die (externen) Objekte bewirkt wurden, vollbringen“ (ibd.). Vgl. auch H. W. Loewald (1973, S. 14): „Objektbeziehungen im strengen Sinne werden nur auf der Ebene der ödipalen Situation hergestellt; vor diesem Entwicklungsstadium ist Realität präobjektiv.“

lung“ befähigt wird, die unter einer „Intention der Selbstkontrolle vollzogen werden“ kann (Ch. S. Peirce, Brief an William James vom 1. April 1909, S. 525—527). Letzteres heißt auch, sich — von nun an — auf zukünftiges Verhalten beziehen zu können („das einzig kontrollierbare Verhalten ist zukünftiges Verhalten“; Ch. S. Peirce, 1905, S. 438). Man kann hier mit Fug und Recht davon sprechen, daß sich in einem derartigen Geschehen das Ich mit der transzendentalen Interpretationsgemeinschaft identifiziert, denn durch den Vater ist der Kleine Hans eben mit dieser zusammengeschlossen. Umgekehrt (im Sinne der Genese gelesen) gilt, daß mittels Übereinstimmung in der Interpretation Ich und (in unserem Falle: Primär-) Objekt, indem beide getrennt werden, simultan beide auch zur Realisierung gelangen, d. h. zu intersubjektiv feststellbaren und behandelbaren Größen werden.

Von einer solchen Betrachtung, die der Herstellung und Annahme eines Sprachspiels eine fundierende Bedeutung beimißt, fällt auch ein Licht auf die Frage, inwieweit beim Kleinen Hans von „Sprachzerstörung und Rekonstruktion“ (A. Lorenzer, 1970) geredet werden kann. Wenn unsere Interpretation des Fortschreitens der Therapie des Kleinen Hans richtig ist, muß nämlich festgestellt werden, daß im Hinblick auf „Aggression und Vater“ von Sprachzerstörung und Rekonstruktion keine Rede sein kann. Hier ist es ja evidenterweise so, daß die Aggression erst sekundär dem Vater zugeschrieben wird. Ja, selbst wenn sie ihn primär treffen würde, was, wie gezeigt, nicht einmal im Hinblick auf die Mutter angenommen werden darf, so gilt doch in dem einen wie in dem anderen Falle, daß der Kleine Hans, noch im Stadium fast vollständiger Abhängigkeit des Egozentrismus (im Sinne von J. Piaget) lebend, neue Erfahrungen zuerst an unbewußte Schemata, an unbewußte (sekundäre) Symbole assimilieren wird, assimilieren muß (siehe Piaget, 1959, insbes. S. 222 ff.), denn noch ist im Hinblick auf die der psychoanalytischen Betrachtung so wichtige Welt der Objektbeziehungen und Objektrepräsentanzen sein Ich nicht das „Real-Ich“, das sich seiner selbst bewußt ist; und das heißt auch: es vermag sich noch nicht an die „objektive“, gemeinsam anerkannte, postnazifistische Realität zu akkomodieren (Piaget, a. a. O., S. 254 ff.). Diese Realität ist das Korrelat einer „Lebensform“ und eines „Sprachspiels“, die beim Kleinen Hans eben erst aufzubauen waren, indem das (unbewußte) Symbol¹⁰ zunächst „be-

¹⁰ Piaget bringt die unbewußten (= sekundären) Symbole mit der Funktion der affektiven Schemata (P. Janet) in Verbindung. Die unbewußten Symbole werden nicht „begriffen“, denn ein Kind, das „durch die Geburt eines Brüderchens eifersüchtig geworden ist ... mit zwei Puppen unterschiedlicher Größe spielt und ... die kleinere fort

freit“ werden mußte, „um zum Instrument des Denkens selbst zu werden“ (Piaget, a. a. O., S. 159). Im Zuge dieses Prozesses — und die Krankengeschichte des Kleinen Hans gibt uns dafür großartige Beispiele — werden Denken und Empfinden als „das Ende eines langen Bildungsprozesses“ über die Sprache „gelernt“ (A. J. Giegel, 1969, S. 109), d. h. als „theoretische Ereignisse“ gelernt, allerdings so, daß sie in Zukunft dann zu Zwecken der „direkten Darstellung“ (ebd., S. 112 und 118) benutzt werden können. Wir sehen also auch von hier aus, wie schon oben aus der Perspektive der Einführung eines Paradigmas, daß die Konstruktion, die Thesis, die allerdings nicht ins Leere gesetzt wird (gesetzt werden kann, denn Hans hatte die Liebe seiner Mutter tatsächlich erfahren), auf intersubjektiver Basis allem anderen vorausgeht. Und erst nachdem so *ein* Bezugspunkt durch (in psychoanalytischer Terminologie) „primäre Gegenbesetzung“¹¹ absolute Geltung bekommen hat (was eine Fixierung = Urverdrängung bedeutet¹²), wird sekundäre Verdrängung möglich, die ein sprachlicher Vorgang ist, ein Abwehrmechanismus, der Bewußtsein als „Wissen um“ voraussetzt. Man kann also auf dem Stadium, auf dem der Kleine Hans sich befindet, noch nicht von Sprachzerfall und Rekonstruktion reden. Wohl aber schaffen dergestalt gesetzte Fixierungen Urverdrängungen, indem sie dem mentalen Ich Spielraum geben, die Möglichkeit, bisher synkretistisch Erlebtes aufzuteilen, zu ordnen und zu verbinden, womit Affekt-, Vorstellungs-, Selbst- und Objektrepräsentanzen als psychisch distinkte Strukturen, die man hat und nicht ist, möglich werden. Erst nachdem sekundäre Verdrängungen und damit Desymbolisierungen (vgl. Ch. Rycroft, 1956, S. 143) und Regressionen überhaupt erfolgen, treten Vorgänge der Sprach-Rekonstruktion in ihr Recht, die aber hier nicht diskutiert werden sollen.

auf die Reise schickt, während die größere bei seiner Mutter bleibt“, weiß wohl kaum, daß es sich bei diesen Puppen um es selbst und das Brüderchen handelt (l. c., S. 21). Die affektiven Schemata wiederum spielen als Handlungsregulationen eine wesentliche Rolle, und ihr Unbewußtsein bzw. -bleiben folgt aus der Tatsache, daß sie kein „Gleichgewicht mit einer aktuellen Akkomodation“ (l. c., S. 266) suchen können. Das trifft auf den Kleinen Hans genau zu, denn wir müssen anerkennen, daß er zunächst völlig außerstande war, Aggression und Tod bewußt mit seinem Liebesobjekt, der Mutter, zusammenzudenken.

¹¹ Übrigens eine Gegenbesetzung durchaus aktiver Natur, womit sich zeigt, daß Fixierung = Urverdrängung immer auch aktiven Charakter hat, wenngleich das damit inhaltlich Verdrängte als „passiv“ zu gelten hat, indem es sich ja um „nicht erinnerbare „Erinnerungen““ handelt (A. Frank, 1969, S. 62).

¹² „Ur-verdrängt“ wäre hier diejenige noch nicht „re-präsentierte“ Aggression, die die Mutter als Repräsentanz und Garanten auslöschen würde. — Vgl. dazu und zum Folgenden W. Loch, 1971 a, 47 f.

Wir erfahren auch schließlich aus der Krankengeschichte des Kleinen Hans, wie die genannte Sicherheit im Wissen und durch Wissen, die über die Identifikation oder zumindest Partizipation an dem omnipotenten, gottähnlichen Professor garantiert wird, dazu beiträgt, daß jene erste, die biologische Existenz emotional tragende und unterhaltende Verbindung zur Mutter in der Welt der Repräsentanzen bestehenbleibt oder zumindest dauernd potentiell gewährleistet ist: Hans kann die, man möchte sagen *benigne* Ur-Phantasie¹³ entwickeln, er habe einen anderen „Podl“ und einen anderen „Wiwimacher“ vom Installateur bekommen (a. a. O., S. 333). Diese Produktion fällt mit dem Verschwinden der Symptomatik zusammen. Im Licht unserer Auffassung gibt dieses phantasierte und insofern gewußte, wenn auch nicht explizit diskursiv bewußte Faktum Hans erstens die Gewähr, durch seinen Wiwimacher, den er jetzt ja im Einverständnis mit dem Intallateur = Vater sein eigen nennen kann, der Beziehung zur Mutter (bzw. einem ihr einmal korrespondierenden Ersatzobjekt) permanent sicher zu sein, womit über die potentiell dauernd gegenwärtige Gewißheit von einer „Überzeugung aufgrund stärkster Gefühle“ sein Dasein im Sinne von „ich erlebe Lust, daher existiere ich“ (K. R. Eissler, a. a. O., S. 854, 855; vgl. H. Lichtenstein, 1970) ständig garantiert wird. Zweitens — und das dürfte ein kaum weniger entscheidendes Ergebnis sein — konstituiert die gleichzeitige Montage eines Podls als ein offenbar dem Gebären zugeordnetes Organ *und* eines Wiwimachers Hans psychologisch bisexuell, also als ein Wesen von „narzißtischer Vollständigkeit“ (B. Grunberger, 1963/64, S. 617), das in sich das weibliche, Leben gebärende Wesen mit dem männlichen, Leben zeugenden und begreifbar machenden Wesen vereinigt, und ihm so erlaubt, in (freilich immer unvollkommen bleibender)

¹³ Welche Verhältnisse, etwa eine Sexualisierung der Beziehung zum guten, idealen Vater (vgl. auch J. McDougall, 1972) zur Entwicklung *maligner* Ur-Phantasien Anlaß geben, sei nicht näher untersucht. Hier genüge der Hinweis, daß ganz im Sinne der Ausführungen von R. Diatkine und J. Simon (1972) „die unbewußten Phantasien ... sich zur selben Zeit organisieren, in der die ‚primäre Verdrängung‘ zustande kommt“ (l. c., S. 369), die — wie oben ausgeführt — mit der Konstitution des mentalen Ichs simultan erfolgt. Aus all dem ergibt sich, daß unbewußte Phantasien maligner Natur Abwehrcharakter besitzen (siehe R. Diatkine und J. Simon, 1972, S. 375; vgl. Ch. Rycroft, a. a. O., S. 50).

Nach Lacan sowie Laplanche und Pontalis (1968, S. 8) disponiert die fehlende Urphantasiebildung, d. h. die Unfähigkeit zur Symbolisation — bzw. Bions (1962, 1963) fehlende α -Funktion — zur Psychose; in ihr erscheinen Nicht-Symbolisiertes, nicht zu Traumgedanken verarbeitete Erfahrungen als Halluzinationen. Dabei darf man nicht außer acht lassen, daß das, was nicht symbolisiert sondern nur registriert wurde (Beres u. Joseph, 1970), in der Halluzination mit Hilfe der inzwischen erlernten Begriffe zum Ausdruck gebracht werden muß.

seelisch-geistiger Autonomie zu existieren. Das letztere ist deshalb der Fall, weil er nunmehr neben der unverlierbaren „gefühlhaften Wahrheit“ — der Liebe — jene „logische oder intellektuell-geistige Wahrheit“ — die Idee — besitzt, die aus dem rechten Reden und Denken und Wissen herkommt, das ihm der Vater (= Freud = der allwissende Gott) vermittelte und das ihm die Mutter, das primäre Liebesobjekt, nicht vermitteln konnte; denn nur das Objekt, das nicht das Sein gibt, vermag, indem es uns davon trennt, Bewußtsein zu geben, das wir nicht sind, sondern haben. Jetzt, mit solch einer Struktur ausgestattet, kann der Kleine Hans Phantasien über die fundamentalen Ereignisse des Lebens, Zeugung, Geburt und Tod entwickeln, vermag er ein „Programm auszuführen“, „das ich (Freud, W.L.) seinem Vater im vorhinein mitteilen konnte“ (a. a. O., S. 278). Und auch jetzt erst kann die Thematik des klassischen Ödipuskomplexes¹⁴, die mit der Aufrichtung des Über-Ichs endet, „wie der Vater darfst du nicht sein“, zur Entfaltung gelangen, von der im Kontext dieser Krankengeschichte eher im Sinne eines Postulats des Vaters gehandelt wird als im Sinne einer väterlichen Reaktion auf von Hans selbst ausgehende genitale Wünsche.

Man sieht an dieser Stelle übrigens sehr klar, wie die von verschiedenen Autoren beschriebenen sexuell-triebhaften und narzißtischen (oder sagen wir: emotionalen und mentalen) Aspekte in einer dialektischen Bewegung miteinander verkoppelt sind. In bezug auf die Funktion des membrum virile kann man diese Verhältnisse beschreiben, indem man einerseits vom Penis, andererseits vom Phallus (B. Grunberger l. c.; vgl. Chassegut-Smirgel, 1964; R. Staewen-Haas, 1970) oder „guten Penis“ (H. Rosenfeld, 1954, S. 137) bzw. vom „orgiastischen versus strukturierenden Penis“ (F. Kurth und A. Patterson, 1968) redet. In bezug auf die Funktion der Beziehung zum primären Liebesobjekt ist allerdings eine derartige Dialektik nicht gegeben. Wenn es stimmt, daß das „reine weibliche Element ... die einfachste aller Erfahrungen, die Erfahrung des *Seins* herstellt“ (Winnicott, 1971, S. 80) — der auf dieser Stufe ein gleichsam vegetativer Charakter eignen dürfte und die nicht identisch ist mit der oben diskutierten Wahrheit orgiastischer Natur — und wenn es richtig ist, daß diese Erfahrung dem Handeln, den Objektbeziehungen — die Winnicott als „männlich“ ansieht — vorausliegen muß, dann sind in der Tat hier noch keine Gegensätze denkbar. Zwar korrespondiert der Erfahrung des Seins die des Nichts, aber nur der kann sie einander

¹⁴ „Daß die Introjektion des väterlichen Penis unerläßlich ist, bevor die ödipale Entwicklung beginnen kann, das trifft für beide Geschlechter zu“ heißt es in diesem Sinne auch bei B. Grunberger (1956, S. 205; vgl. L. Hornstra, 1966).

gegenüberstellen, der als Ich schon existiert. Um sie gegenüberstellen zu können, bedarf es der Zusicherung durch einen Dritten. Damit schließt sich der Kreis, denn: „Es ist nicht so, daß der Mensch in gewissen Punkten mit vollkommener Sicherheit die Wahrheit weiß. Sondern die vollkommene Sicherheit bezieht sich nur auf seine Einstellung“ (L. Wittgenstein, 1970, S. 104, 19. 3. 1951).
(*Wolfgang Loch*)

Zusammenfassung

Freuds Krankengeschichte „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben“ wird im Blickwinkel der Frage nach der Funktion des Vater-Therapeuten untersucht. Rekonstruieren seine Deutungen eine gegebene Wirklichkeit, oder führte der Vater eine „Wahrheit“ neu ein, die die Entfaltung eines Konfliktgeschehens allererst ermöglichte?

Die Analyse der Krankengeschichte weist als zentrales Problem des Kleinen Hans den Umgang mit aggressiven Tendenzen auf, die offensichtlich reaktiv aus der Beziehung zur Mutter durch die ihm in Zusammenhang mit der Geburt der Schwester aufgebürdete emotionale Deprivation entstanden waren und die zunächst den Charakter „freier Aggressionen“ hatten, denn Hans vermochte sie weder mit der Mutter noch mit dem Vater (als den ihm Sicherheit und Wohlbefinden gewährenden Objekten) zusammenzubringen, ohne sich selbst in seiner noch nahezu vollkommenen Abhängigkeit zu gefährden. Freie Aggressionen führten, indem sie seine Existenz auf diese Weise verunsicherten, zwangsweise zur Verstärkung libidinöser Impulse, die ohne feste, dauerhafte Basis im Bereich der „Gefühlshomöostase“ Sicherheit und Wohlbefinden (d. h. im Vor-Ich) die Gefahr einer Subjekt-Objekt-Verschmelzung mit sich brachten.

Indem nun Freud den Vater als Therapeuten und sich selbst als allwissendes Objekt einführte, gelang es, in der Identifikation mit deren Funktion Hans eine neue, durch Wissen und Sprache außerhalb der libidinösen Mutterbeziehung gesetzte und diese erst absolut sichernde Existenzweise zu vermitteln, von der her gesehen nun erst auch Desymbolisierungen (also Sprachzerfall) sinnvoll interpretierbar werden. Das machte es Hans möglich, das Problem der Aggression zunächst am Vater abzuhandeln und sich soweit aus den Verwirrungen der Mutterbeziehung zu lösen, daß er das Ganze seiner Erfahrungen und Erlebnisse in Gestalt von Phantasien und Wünschen artikulieren konnte. Was in der Krankengeschichte als Deutung des positiven Ödipuskomplexes imponiert, hat also nicht dazu geführt, diesen, der im Sinne einer phallisch-

genitalen Konkurrenz noch gar nicht vorhanden war, aufzudecken, sondern vielmehr erst seine Voraussetzung geschaffen: die Identifikation mit dem guten, mächtigen Vater, der vor der Gefahr einer triebbedingten Regression in die die Existenz bedrohende Dualunion schützt. Hans vermag dann am Ende der Therapie die bisexuelle „benigne Urphantasia“ („Wiwimacher“ und — als Repräsentant des weiblichen Sexual- und Prokreatiionsorgans — einen „Podl“) zu bilden und ungefährdet zu besitzen.

Dieser in der Krankengeschichte aufgezeigte Verlauf wird als paradigmatisch für die Ichentwicklung angesehen. Die Gründung des „aktiven Ichs“, d. h. derjenigen Instanz, die fähig ist, zum primären Liebesobjekt eine Beziehung herzustellen, die nicht mehr von der Annihilation durch die Stärke der Triebwünsche bedroht ist, hat die Partizipation an der Existenzweise des Vaters zur Voraussetzung, der die Beziehung zur Mutter gefahrlos vorlebt. Nur durch die Annahme der vom Vater absolut gesetzten „These“ wird dies möglich. Dieser Vorgang kann als Fixierung bzw. Urverdrängung aufgefaßt werden; das Kind wird im Resultat zum Mitglied der transzendentalen Interpretationsgemeinschaft einer Sprache, deren Sicherheit und Gewißheit, deren Wahrheit und Wirklichkeit letztlich auf „Übereinstimmung“ beruht.

Summary

The Construction of Reality and the Phantasies. — Freud's case report about "Little Hans" is interpreted as a psychoanalytic contribution to the ontogenesis of language and consciousness. The therapeutic intervention did not have the function — as is shown by the authors — of "reconstruction" in the wake of previous "language destruction", but was intended to create the conditions prerequisite to the living-through of the oedipal conflict (ego foundation). Only participation by way of identification with the way of life of the father (or the therapist) as the "third one" who, at the same time, is the one "knowing everything", facilitates the formation of an object relationship with the mother, which is no longer threatened by symbiotic regression.

(Anschrift der Verff.: Prof. Dr. med. Wolfgang Loch und Dr. Gemma Jappe, Abt. f. Psychoanalyse an der Univ.-Nervenklinik, 74 Tübingen, Neckargasse 7)

BIBLIOGRAPHIE

- Apel, K.-O. (1970): Szientismus oder transzendente Hermeneutik. In: R. Bubner, K. Cramer, R. Wiehl, Hg.: *Hermeneutik und Dialektik I*. Tübingen.
 Balint, M. (1936): Eros und Aphrodite. In: M. Balint, *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*. Stuttgart u. Bern (Huber/Klett) 1966.

30 *Wolfgang Loch und Gemma Jappe*

- Balint, M. (1937): Frühe Entwicklungsstufen des Ichs. Primäre Objektliebe. In: M. Balint, Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse. Stuttgart u. Bern, 1966.
- (1957): Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. Stuttgart (Klett).
- Baumeyer, F. (1952): Bemerkungen zu Freuds Krankengeschichte des „Kleinen Hans“. Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, I, 129—133.
- Beres, D. u. E. D. Joseph (1970): The Concept of mental representation in psychoanalysis. Int. J. Psychoanal., 51, 1—9.
- Bernstein, A. E. H. und R. S. Blacher (1967): The Recovery of a memory from three months of age. Psychoanal. Study of the Child, 22, 156—161.
- Bion, W. R. (1962): Learning from experience. London.
- (1963): Elements of Psycho-Analysis. London.
- Chasseguet-Smirgel, J. (1964): Recherches psychanalytiques nouvelles sur la sexualité féminine. Paris.
- Cioffi, F. (1969): Wittgensteins Freud, in: P. Winch, Studies in the Philosophy of Wittgenstein. London.
- Diatkine, R. u. J. Simon (1972): La psychoanalyse précoce. Paris (Presses Universitaires de France).
- Eissler, K. R. (1966): Bemerkungen zur Technik der psychoanalytischen Behandlung Pubertierender nebst einigen Überlegungen zum Problem der Perversion. Psyche, 20, 837—872.
- Frank, A. (1969): The Unrememberable and the unforgettable. Psychoanalytic Study of the Child, 24, 48—77.
- Freud, S. (1897): Manuskript M. (25. 5. 1897). In: Aus den Anfängen der Psychoanalyse. London, (Imago) 1950.
- (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW V.
- (1908): Der Dichter und das Phantasieren. GW VII.
- (1909): Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. GW VII.
- (1915 a): Mitteilung eines der psychoanalytischen Theorie widersprechenden Falles von Paranoia. GW X.
- (1915 b): Das Unbewußte. GW X.
- (1917): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XI.
- (1918): Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. GW XII.
- (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. GW XIII.
- (1923): Das Ich und das Es. GW XIII.
- (1937 a): Konstruktionen in der Analyse. GW XVI.
- (1937 b): Die endliche und die unendliche Analyse. GW XVI.
- Gardner, R. A. (1972): Little Hans — the most famous boy in child psychotherapy literature. Int. J. Child Psychotherapy, I, 24—50.
- Giegel, A. J. (1969): Die Logik der seelischen Ereignisse. Frankfurt a. M.
- Grunberger, B. (1956): Psychodynamic theory of masochism, in: S. Lorand (Hg.): Perversions, Psychodynamics and Therapy. New York.
- (1963/64): Über das Phallische. Psyche, 17, 604—620.
- Jappe, G. (1971): Über Wort und Sprache in der Psychoanalyse. Frankfurt a. M.
- Hornstra, L. (1966): The Antecedents of the negative Oedipus complex. Int. J. Psychoanal., 47, S. 513—538.
- Klauber, J. (1968): On the dual use of historical and scientific method in psychoanalysis. Int. J. Psychoanal., 49, 80—88; deutsch in Psyche, 22, (1968), 518 ff.
- Kohut, H. (1971): The Analysis of the Self. London. — Dt.: Narzißmus. Frankfurt a. M., 1973.
- Kris, E. (1956): The Recovery of childhood memories in psychoanalysis. Psychoanal. Study of the Child, II, 54—88.

Die Konstruktion der Wirklichkeit und die Phantasien 31

- Kurth, F. und A. Patterson (1968): Structuring aspects of the penis. *Int. J. Psychoanal.*, 49, 620—628.
- Lacan, J. (1966): *Écrits*. Paris (Edition du Seuil).
- Laplanche, U. u. J. B. Pontalis, (1968): Fantasy and the origins of sexuality. *Int. J. Psychoanal.*, 49, 1—18.
- Lichtenstein, H. (1970): Changing implications of the concept of psychosexual development. *J. Am. Psychoanal. Ass.*, 18, 301—318.
- Loch, W. (1963/64): Regression. Über den Begriff und seine Bedeutung in einer allgemeinen psychoanalytischen Neurosenlehre. *Psyche*, 17, 516—545.
- (1969): Über die Zusammenhänge zwischen Partnerschaft, Struktur und Mythos. *Psyche*, 23, 481—506.
- (1971 a): Grundriß der psychoanalytischen Theorie. In: *Die Krankheitslehre der Psychoanalyse*. Stuttgart. (2., erweiterte Auflage.)
- (1971 b): Gedanken über Gegenstand, Ziele und Methoden der Psychoanalyse. *Psyche*, 25, 881—910.
- Loewald, H. (1951): Ego and Reality. *Int. J. Psychoanal.*, 32, 10—18.
- (1973): On Internalization. *Int. J. Psychoanal.*, 54, S. 9—18.
- Lorenzer, A. (1970): *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*. Frankfurt a. M.
- McDougall, J. (1972): Primal scene and sexual perversion. *Int. J. Psychoanal.*, 53, 371—384.
- McGuire, M. T. (1971): *Reconstructions in psychoanalysis*. New York.
- Peirce, Ch. S. (1906): Kernfragen des Pragmatizismus. In: *Schriften II*. Frankfurt a. M., 1970, S. 416—446.
- (1909 u. 1905): Brief an William James in *Schriften II*, S. 525—527. Frankfurt a. M. 1970
- Piaget, J. (1959): *Nachahmung, Spiel und Traum*. Stuttgart (Klett) 1969.
- Rosenfeld, H. (1954): Considerations regarding the psycho-analytic approach to acute and chronic schizophrenia. *Int. J. Psychoanal.*, 35, 135—140.
- Rycroft, Ch. (1956): Symbolism and its relationship to primary and secondary processes. *Int. J. Psychoanal.*, 37, 137—158.
- Staeuwen-Haas, R. (1970): Identifizierung und weibliche Kastrationsangst. *Psyche*, 24, 23—39.
- Stenius, E. (1969): *Wittgensteins Traktat*. Frankfurt a. M.
- Stern, M. M. (1972): Trauma, Todesangst und Furcht vor dem Tod. *Psyche*, 26, 901—928.
- Thomä, H. und H. Kächele, (1973): Wissenschaftstheoretische und methodologische Probleme der klinisch-psychosomatischen Forschung I. und II. *Psyche*, 27, 205—236, 309—355.
- White, J. H., L. G. Hornsby, W. H. Boylston und R. Gordon (1972): The Treatment of Little Fritz, a modern-day Little Hans. *Int. Child Psychotherapy*, 1, 7—23.
- Winnicott, D. W. (1967): The Location of cultural experience. In: *Playing and Reality*. London 1971. Dt. in *Psyche*, 24, (1970), S. 260—269.
- (1971): Creativity and its origins (1959—1964), und: Interrelating in terms of cross-identifications (1968); beides in: *Playing and Reality*. London.
- Wittgenstein, L. (1945): *Philosophische Untersuchungen*. In: *Schriften I*, Frankfurt a. M., 1960. 316 und 319.
- (1951): *Über Gewißheit*. Frankfurt a. M. 1970.
- (1956): *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*. Oxford.
- (1968): *Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik, Psychologie und Religion*. Göttingen.